Zeitschrift: Schweizerische Kirchen-Zeitung
Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz
Band: 8 (1839)
Heft: 31

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Luzern, Samstag den 3. Augstmonat
No. 31. 1839.

Schweizerische Kirchenzeitung,

herausgegeben von einem
katholischen Vereine.

Dem Menschen ist nicht besser gedient, als wenn er im Dienste Gottes steht.

Adam Möhler.

Auszüge aus den Briefen des amerikanischen Missionärs P. Martin Schmid, S. J. Ein Beitrag zur Beleuchtung des ehemaligen Wirkens der Jesuiten in Paraquay.

(Fortsetzung.)

Neunter Brief. An seinen Bruder.

Potosi, den 3. März 1730.

Ich habe Ihnen schon berichtet, daß wir nach glücklich vollendeter Schifffahrt den 19. April des gemeldten Jahres an das so sehnlich verlangte Land gestiegen und von dem Bischofe, von dem Gouverneur und allem Volke mit größtem Jubel und Frohlocken seien empfangen worden.

Jetzt berichte ich nur kurz, daß ich nicht nur über Meer von Spanien bis nach Indien eine sehr lange Reise gemacht, wozu ich 119 Tage gebraucht habe; sondern daß ich auch in Indien selbst, zwar nicht mehr über Meer, sondern über Land schon acht Monate mit Reisen zugebracht habe. Freilich wird das Anhalten in den Kollegien und an andern Orten, wo die Reise durchgieng, ungefähr eine Zeit von drei Monaten ausgemacht haben.

Potosi, wo ich jetzt mich befinde, ist von Buenos Ayres 500 Leguen oder Meilen entfernt. Dies ist eine in der ganzen Welt bekannte Stadt. Sie liegt an dem Fuße des berühmten Berges, von und aus welchem die Spanier schon über tausend Millionen Pesos oder Thaler sollen ausgegraben haben.

Was das Ziel meiner Reise betrifft, so geht sie dahin, wohin alle Missionäre hingeschickt zu werden verlangten, wohin gesendet zu werden aber von allen nicht mehr als vier das Glück erhalten konnten, nämlich zwei Spanier, der P. Michael Streicher von Amberg gebürtig und ich. Wir werden in die Missionen de los Chiquitos, oder der Schikiter geschickt. Diese Missionen sind noch gar nicht alt. Es sind etwas mehr als dreißig Jahre, seitdem die erste Dorf- oder Völkerschaft, wie man sie nennt, aus bekehrten Heiden ist aufgerichtet worden; jetzt zählt man schon sieben solche, von denen jede gegen 2 bis 3000 Seelen enthält. In diesem Jahre wird die achte aufgerichtet werden. Es sind noch viele ungläubige Völker in diesen Ländern, so daß man die größte Hoffnung hat, mit der Hülfe Gottes in kurzer Zeit eine sehr reiche Seelenärndte zu machen und die Christenheit mit zahlreichen neuen Völkerschaften zu vermehren.

Wir haben von hier aus bis dorthin noch mehr als 150 Meilen weit zu reisen. Wir können aber vor dem Brachmonat unsere Reise von hier nicht fortsetzen; denn wir müssen über viele Flüsse setzen und diese sind jetzt wegen dem vielen Regenwasser so groß, daß sie alles Reisen verhindern.

Der Umstand, daß ich Musik verstehe, hat nicht wenig dazu geholfen, daß ich das Glück gehabt habe, in diese Missionen geschickt zu werden. Jetzt erkenne ich erst, warum die göttliche Vorsehung es geordnet hatte, daß ich in meiner Jugend Musik lernen sollte. Ich soll nämlich aus den Indianern nicht nur fromme und eifrige Christen, sondern

auch Musikanten machen. Diese Indianer haben bisher noch nichts von einer künstlichen oder regelmäßigen Musik gesehen und gehört. Es ist aber aus allen andern Missionen bekannt, wie viel daran gelegen sei, daß sie eine solche Musik haben. Man weiß, daß die Indianer eine ganz besondere natürliche Neigung zur Musik besitzen. Daraus folgt, daß sie dadurch in der Kirche zur inbrünstigsten Andacht gestimmt und sonst noch zu allen Dingen dadurch am leichtesten können angetrieben werden. Eben so können auch die ungläubigen und barbarischen Indianer durch die Musik leichter, als durch jedes andere Mittel, aus den Wäldern und aus ihren Höhlen herausgelockt, in Dorf- oder Völkerschaften eingeführt und dahin gebracht werden, daß sie nicht wieder, wie sonst auch schon geschehen ist, davonfliehen.

Hier in Potosi wohnt ein P. Prokurator der Schikiten; von diesem habe ich erhalten, daß er mir eine Orgel von sechs Registern machen läßt; sie wird fertig werden, daß ich sie mit mir zu den Schikitern nehmen kann, welche noch nicht wissen, was eine Orgel ist.

Ich hoffe, dieser Brief werde Sie alle gesund und wohl antreffen. — Was mich betrifft, hat mich der gütige Gott allezeit in guter Gesundheit erhalten. Freilich hat es nicht anders sein können, als daß man auf einer so langen Reise, bald in schwüler Hitze, bald in schneidender Kälte, bei unterschiedlichen Speisen und Getränken und dergleichen, verschiedene Ungemache und Beschwernisse des Leibes ausstehen mußte; aber der liebste Gott ist ja dieses und viel mehr werth, welchem zu lieb ich Europa verlassen habe und hieher gekommen bin, dem Seelenheile der armen Indianer abzuwarten.

Zehnter Brief. An Obigen.

Chuquisacka, den 18. Mai 1730.

Ich hoffe, Sie werden eben in dieser Stunde, da ich dieses schreibe, eine gute Gesundheit genießen und von Gott mit Glück und Wohlfahrt gesegnet sein. Ich unterlasse keinen Tag dieses von Gott zu begehren. — Was mich betrifft, habe ich im Monate März Ihnen geschrieben, daß wir nach einer glücklichen Schiffahrt den 19. April 1729 zu Buenos Ayres an das ersehnte Land gestiegen und mit den größten Freuden empfangen worden seien. Der P. Provincial hat nachher von den Missionären, welche aus Europa angekommen waren, sechszehn in die Missionen geschickt, welche etwas mehr als 200 Meilen von Buenos Ayres entfernt an dem großen Flusse de la Plata hinaufliegen. Dorthin sind sie in Schiffen gereist und werden etwa in zwei Monaten dort angelangt sein. Die Uebrigen, unter denen auch ich war, haben eine andere Reise, nicht mehr zu Wasser, sondern über Land angetreten. Wir reisten nämlich nach Corduba; dieses sollte eine Stadt sein, ist aber viel schlechter

als jedes Bauerndorf in Deutschland. Es liegt 130 Meilen von Buenos Ayres entfernt. Dies könnte nach meiner Meinung so weit sein, als die Stadt Rom von der Schweiz. Die Art zu reisen ist in Europa ganz anders als in Amerika; auf unserer ganzen Reise war kein einziges Wirthshaus anzutreffen, vielweniger eine Stadt oder ein Dorf. Mehr als 100 Leguen weit sieht man keinen Berg, ja keinen Baum und keine Steine; sondern es ist immerwährend das schönste, ebenste Feld. Auf diesem sehen wir fast täglich ganze Schaaren von Hirschen und Straußen, wie auch viele tausend wilde Pferde, welche keine Herren haben und Sommer und Winter in diesen schönen Weiden sich erhalten. Vor ungefähr dreißig Jahren waren diese unermeßlichen Felder mit Kühen angefüllt, welche ebenfalls wild und ohne Herren waren; sie sind aber von den Spaniern nach und nach gefangen und getödtet worden, und zwar meistens nur wegen der Zungen und Häute, deren sie viele Tausend nach Europa gebracht haben. Das übrige Fleisch haben sie auf dem Felde liegen und verfaulen lassen. Deswegen ist aber auch heutzutage noch kein Mangel an Fleisch oder an Kühen. Das Kollegium in Buenos Ayres wird in seinen Landgütern, welche in der Länge und Breite einen Umfang von vielen Tagreisen ausmachen, allein gegen 20,000 Kühe haben, und was Sie kaum glauben werden, ist, daß Sie das Jahr hindurch aus einer einzigen Kuh größern Nutzen ziehen, als dieses Kollegium aus allen seinen 20,000; denn da wird keine einzige gemolken, um Butter oder Käse daraus zu machen, sondern man fängt alle Wochen wenigstens zehn Kühe, diese werden dann geschlachtet und wochentlich aufgegessen. Es versteht sich, daß nicht in dem Speisezimmer des Kollegiums, wo blos etwa zwölf bis fünfzehn Personen speisen, so viel Fleisch genossen wird, sondern von den Sklaven und Bedienten, deren in den weitschichtigen Gütern wohl über dreihundert sein werden. Damit man aber auch bei dieser Anzahl noch begreifen könne, wie diese so viel Fleisch verzehren können, muß man wissen, daß sie wegen dem Ueberflusse des Viehs nichts zu essen pflegen als die vier Haupttheile oder Viertel; alles übrige wird den Hunden überlassen.

Die obgemeldten Sklaven sind alle schwarz; sie werden schon seit mehrern Jahren von den Engländern aus Afrika nach Amerika gebracht. Diese kaufen jene an den Küsten von Guinea, Angola u. s. w., oder besser, sie tauschen selbe ein gegen Wein, Branntwein, Tücher, Messer und dergleichen Waaren; hernach schiffen sie mit ihnen nach Buenos Ayres und nach andern Meerhäfen in Amerika, wo dann diese Schwarzen, wie das Vieh, auf dem Markte von geistlichen und weltlichen Einwohnern gekauft werden. Diese müssen dann allein zu Hause und auf dem Felde alle Arbeiten verrichten; denn die Spanier und die von ihnen abstam-

men, wollen alle adelich und große Herren sein. Jene Indianer aber, welche in diesem amerikanischen Indien einheimisch sind, dürfen vermöge eines königlichen Verbotes nicht als Sklaven genommen werden. Von diesen schwarzen Sklaven wird z. B. ein junger Knabe um zwei bis dreihundert Thaler verkauft, und noch viel theurer sind die jungen Weibspersonen. Das Einzige, das für diese armseligen Menschen noch als ein Glück kann und muß angesehen werden, ist, daß sie getauft und wenn sie einen guten Herrn bekommen, christlich auferzogen werden. Folglich haben sie alle Mittel, ewig glückselig zu werden, welche sie in ihrem Vaterlande, in ihrer Freiheit nicht haben würden.

Nun muß ich Ihnen noch berichten, auf was für eine Art wir von Buenos Ayres nach Corduba gereist sind. Nachdem wir uns mit Brod und Wein und andern Lebensmitteln versehen hatten, wie auch mit Holz und Kohlen, und verschiedenem Küchengeschirr, als wenn wir wieder über Meer, wo man nirgends einkehren kann, fahren müßten; sind wir, an der Zahl neunundfünfzig Jesuiten, den 25. Brachmonat in fünfzig großen Wägen von Buenos Ayres ausgefahren. Die Spanier nennen diese Wägen Carretas. Sie haben nur zwei Räder, aber jedes ist wenigstens vier Ellen hoch. Ein jeder Pater oder Priester fuhr allein in einem Wagen; in diesem konnte er zu Nachts in einem Bette schlafen, beim Tag aber gleichsam in einem Zimmer sein und doch fortreisen. Die Studenten waren je zwei und zwei in einem Wagen. Die übrigen waren mit obgemeldten Lebensmitteln und andern verschiedenen Sachen beladen. Das Fleisch hatte man nicht nöthig aufzuladen, denn man trieb eine große Anzahl junger Rinder mit fort, um sie auf der Reise, wann und wo es die Noth erforderte, zu schlachten. Ein jeder Wagen wurde von vier mehr wilden als zahmen Ochsen gezogen; diese mußten bisweilen gewechselt werden, und deswegen wurden mehr als 500 Ochsen mitgeführt. Ein jeder Wagen hatte seinen besondern Fuhrknecht; dieser hatte auf der vordern Seite des Wagens einen Sitz, von da leitete er die Ochsen nicht mit Stricken, sondern die zwei Vordern mit einer langen Stange und die Hintern mit einem Stecken. Beide Instrumente waren mit einem eisernen Nagel versehen, mit dem sie vielmal die wilden Thiere stüpften, daß häufig Blut über sie herabfloß. Noch andere zwanzig oder noch mehr waren zu Pferd; diese mußten die Ochsen, Rinder und noch mehrere Pferde den Tag hindurch forttreiben, bei der Nacht aber bewachen und hüten. Für alle diese Knechte wurde fast täglich eine junge Kuh oder ein Rind geschlachtet, und von ihnen aufgezehrt; denn sie lebten ganz allein von Fleisch; dieses steckten sie an ein Stecklein und brateten es ein wenig bei dem Feuer, vielmal warfen sie es nur in das Feuer hinein und aßen es alsdann, indem es auf der einen Seite verbrannt, auf der andern noch blutig war. Bisweilen fand man einige Stauden ein Feuer zu machen, meistens mußten sie aber, aus Mangel an Holz, ihr Fleisch bei gedörrtem Kühkoth oder Kühknochen braten. Was uns betrifft, ist uns auf der ganzen Reise nichts abgegangen als bisweilen gutes Wasser; wir haben vielmal trübes, und verlegenes Regenwasser mit Lust getrunken, obschon wir oft gesehen haben, daß in eben diesem Wasser verfaulte Kühe oder Pferde gelegen sind.

Auf diese Weise sind wir in 33 Tagen, nämlich den 28. Heumonat nach Corduba gekommen, wo wir auch wieder mit der größten Freude aufgenommen worden sind. Das Kollegium in Corduba ist das größte in dieser Provinz; es sind über 100 Personen darin. Es hat viel mehr Ländereien als das in Buenos Ayres. Seine Sklaven oder Leibeigenen belaufen sich über Tausend. Kühe, Pferde, Maulthiere und Schafe hat es beinahe ohne Zahl. Von den Kühen nimmt man, wie in Buenos Ayres, keinen andern Nutzen, als daß man sie schlachtet. Deswegen haben sie auch keinen Butter oder Schmalz. Dafür brauchen sie das ganze Jahr hindurch das ausgelassene Fett von dem Kühfleisch, ja selbst an den Fasttagen, indem sie kein Oel haben, mit dem sie kochen könnten, wie es in Spanien gebräuchlich ist.

Nach zwei Monaten, nämlich den 26. Herbstmonat bin ich, nach Verordnung des P. Provinzials mit noch drei andern Patern in eben dergleichen Wagen, wie ich oben meldete, von Corduba verreist, und wir sind den 27. Weinmonat nach St. Jago gekommen, welches von Corduba 120 Leguen entfernt ist. Am 3. Wintermonat reisten wir wieder in andern Wagen von hier weiter nach St. Miguel, wo wir nach zurückgelegten 40 Leguen den 9. Wintermonat ankamen. Hier hatten die ebenen Felder ein Ende; wir konnten also nicht mehr mit den Wagen reisen, sondern mußten wegen den beständigen Bergen und Thälern uns der Maulthiere und Pferde bedienen. Wir sind also von diesem Orte den 16. Wintermonat mit 27 Maulthieren ausgezogen. Diese alle waren mit unsern Betten und mit den nöthigen Lebensmitteln und andern Dingen, die wir aus Europa mitgebracht haben, beladen. Auch hatten wir ein Zelt bei uns, welches wir alle Abende am nächsten besten Orte unter freiem Himmel aufschlugen, um darin zu essen und zu schlafen. Auf diese Weise sind wir über rauhe Berge und Thäler 60 Leguen weit gereist und am 24. Wintermonat nach Salta gekommen. St. Jago, Miguel und Salta werden zwar Städte genannt, sind aber nur kleine Dörflein; Häuser und Kirchen sind überhaupt nur von Lehm und Koth und gar viele nur von Stroh gebaut. Von hier aus sind wir den 22. Christmonat weiter nach Juxui verreist. Dieses ist 17 Meilen entfernt und wir brauchten zwei Tage dazu. Hier brachten wir die Weihnachtfeiertage zu, und kamen nach

wieder zurückgelegten 60 Meilen am 8. Jänner nach Jovi. Auf gleiche Weise, aber mit andern Maulthieren setzten wir den 17. Jänner unsere Reise fort, und langten dann nach einer Reise von 70 Leguen den 6. Hornung in dem weltberühmten Flecken Potosi an. Dieser Ort ist groß und volkreich und wegen seinem reichen Silberberge bekannt, aus welchem die Spanier schon so viel Silber herausgegraben haben, daß man zu sagen pflegt, man könnte daraus über Land und Meere bis nach Spanien eine ganz silberne Brücke machen.

Hier haben wir in unserm Kollegium die ganze Fastenzeit zugebracht, wobei wir mit vielem Beichthören u. s. w. immer viel beschäftigt waren. Weil in den Missionen der Schikiter, wohin wir geschickt worden, bisher noch keine Orgel, noch auch eine andere figurirte Musik gehört worden ist; so lasse ich hier, nach Verordnung des Provincials, eine Orgel von sechs Registern machen. Ich werde sie dann mit mir nehmen, um jene Indianer in der Musik zu unterrichten. Die Erfahrung, die man in diesem Indien schon gemacht hat, hat gelehrt, daß die Musik nicht nur hilft, daß die Ungläubigen sich desto eher bekehren, sondern auch, daß die Bekehrten mit größerm Eifer in dem wahren Glauben beständig beharren.

Diese Missionen wurden erst vor etlichen und 20 Jahren angefangen, und jetzt sind schon sieben große Dorfschaften bekehrt. Es sind noch sehr viele andere Ungläubige übrig. Man hat die beste Hoffnung, daß diese mit der Hülfe Gottes in kurzer Zeit zum wahren Glauben werden bekehrt werden. Das Land dieser Schikiter ist sehr heiß; wenn es in Europa Winter ist, so steht dort dem Einwohner die Sonne zweimal gerade über dem Kopfe. Die Hitze würde also unerträglich sein, wenn nicht gerade in diesen Monaten beinahe beständig Regenwetter wäre. Dies ist auch eine von den Ursachen, warum in diesem Lande weder Wein noch Brod wächst. Die Missionäre haben schon alles versucht, um Wein und Brod zu pflanzen; aber alles war umsonst. Indessen ist kein Mangel an andern Lebensmitteln, besonders an Vieh, Reis und türkischem Korn, wie auch an verschiedenen andern indianischen Früchten. Der Wein und das Mehl für Hostien wird mehr als 150 Meilen weit hieher geschickt.

Von Potosi sind wir den 1. Mai, 24 Meilen weiter, nach Chuquisaka gekommen. Von hier aus werden wir morgens unsere Reise nach St. Cruz de la Sierra fortsetzen, um von dort endlich mit der Gnade Gottes zu unsern erwünschten Missionen der Schikiter hinzugelangen, nachdem wir von Buenos Ayres bis dorthin eine Reise von ungefähr 700 Meilen werden gemacht haben.

Ich bin durch eine besondere Gnade Gottes ohne einigen Unfall allezeit recht gesund und wohl gewesen. Ich bitte, Sie wollen mit mir dem gütigen Gott dafür den schuldigen Dank sagen, und ihn bitten, daß ich auch in Zukunft allezeit seinen göttlichen Willen erfüllen, und daß mein Leben und Tod nur allezeit zu seiner größern Ehre und zum ewigen Heile der Indianer gereichen möge. (Forts. folgt.)

Die Heiligsprechung in Rom.

„Es ist zuweilen, als ob die katholische Kirche doch nicht so zu verdammen wäre, als ob wir doch zu hart gegen sie seien. Wenn wir das Leben eines ihrer Heiligen lesen; wenn wir in einem stillen Kloster die ernsten Erinnerungen an Tod und Gericht sehen; wenn wir an der Straße das Bekenntniß unseres Glaubens, das Kreuz, aufgestellt finden; wenn wir die reinen Gesänge der Chorknaben anhören, die manchmal so erwecklichen Gemälde in einsamen Kirchen oder Kapellen anschauen, und in eine gewisse Andacht versetzt werden: — dann kommt uns der Gedanke, die Scheidewand zwischen uns sei doch nicht so groß. Ja gar noch, wenn wir selber fromme, ernste Männer aus den Katholiken kennen lernen, sehen, wie ernst es ihnen mit der Heiligung des Lebens, Geduld im Leiden, Freudigkeit im Sterben, wie viele Selbstverläugnung sie üben, wie in guten Werken sie uns oft so weit voranstehen, ansehen die Anstalten der barmherzigen Schwestern, die Schulen der „unwissenden Brüder“ (frères ignorantins); dann schämen wir uns manchmal der harten Worte, die wir etwa fallen ließen, „„vom Götzendienst, der mit den Heiligen getrieben werde, von dem Heuchelwesen und Betrug der Geistlichen, und von der Blindheit des armen verführten Volkes.““ Ja, dann denken wir wohl gar, „„wir sollten doch auch ein wenig mehr Gefälliges in unsern Kirchen haben, sie seien doch auch gar kahl; — warum keine Musik? warum keine Gemälde? warum keine Kreuze und Lichter? warum nur immer Predigten und wieder Predigten und nichts als Predigten? wir seien einmal, wie wir sind; wir haben die Augen, die Ohren zum Sehen und zum Hören.““ So reden Viele und noch mehr denken so. Und sie meinen noch vielleicht, wie verdienstlich diese Toleranz, wie unbefangen ihr Sinn, wie offen ihre Liebe zu den Mitchristen andern Bekenntnisses.“

Diese Worte des Volksboten von Basel sind uns ein Beweis, daß die Protestanten bei allem Widerstreben denn doch oft nicht umhin können, dem ihre Anerkennung zukommen zu lassen, was sie in der katholischen Kirche Erbauliches und Schönes bemerken. Aber die im tiefsten Grunde des Herzens liegende Abneigung gegen unsere Kirche führt dann ihre Blicke immer wieder auf das, was nach ihren Begriffen auf das Licht einen Schatten werfen soll. In diesem Sinne fährt dann derselbe Volksbote fort: „Wer so denkt, der komme jetzt mit uns! Wir stellen uns mit ihm in den

Mittelpunkt der katholischen Christenheit, in die Stadt Rom. Da ist zu sehen der Papst, wie er, seit 1807 wieder zum ersten Male, einige Verstorbene voriger Jahrhunderte heilig spricht. Wo man heilig spricht, da muß man doch auch empfinden, was heilig ist — lernen, was der Papst heilig heißt. Man kann nicht sagen, das seien Mißbräuche unverständiger Priester; hier ist das Oberhaupt der katholischen Kirche, hier kann kein Mißverstand obwalten." Hierauf wird die Ceremonie erzählt, welche bei einer Canonisation gefeiert zu werden pflegt, die feierliche Prozession in die Peterskirche, die festlichen Gewänder und das Gefolge des Papstes. Vorzüglich anstößig ist dabei dem prot. Volksboten, daß der Sekretär eines Kardinals den Papst bittet, er möchte die Personen heilig sprechen, die er nennt, daß dann der Papst antworten läßt, die Sache sei von größter Wichtigkeit, es sei daher nöthig, daß man Gott vorher noch um Beistand anrufe, daß dann der Papst dreimal betet, darauf die Heiligsprechung vornimmt und das Te Deum unter Glockengeläute und Kanonendonner und schallender Musik angestimmt wird. Diese Feier begleitet der Volksbote mit folgenden Bemerkungen:

„Das ist eine Heiligsprechung! — Wir denken uns nun an der Seite eines Katholiken, wie es da und dort solche giebt, ernst und innig vor seines Gottes heiligen Augen, und möchten so gerne hören, ob ihm das gefalle, ob er es vertheidigen könne? Vielleicht würde er uns mit einem strafenden Blicke erinnern an jene Reformationsfeste in Genf und Weimar, und all das Gerede und den Prunk jener Zusammenkünfte; würde unsern Vorwürfen über das abgeredete Gebet für abgethane Sachen unsre langen Kirchengebete entgegenhalten, die gedruckten und ungedruckten; und unsern Vorwürfen über das heuchlerische Hin- und Hersingen durch Vorwürfe antworten über unser Singen in unsern Kirchen, die gewiß manchmal, obgleich von Stein, davor erzittern, wie im Angesichte der Gegenwart Gottes man ihm vorsingt, ja vorschreit, was man nicht denkt, nicht glaubt, ja von ferne nicht ahnt. Ja, er könnte uns viel vorhalten, worauf wir keine Antwort hätten und keine suchen dürfen; und kämen wir dann an die Heiligsprechung, würde er uns nicht mit Recht z. B. an das Zusammenläuten aller Glocken bei dem Schillerfest im protestantischen Stuttgart, oder an die unbedingte Achtung, die wir oft Menschen zollen, erinnern? Und doch, sollten wir, weil wir auf so Vieles nicht Eines antworten können, sollten wir ihm, gerade ihm, dem ernsten, Gott durch alle seine Heiligen hindurch suchenden Jünger Christi, nicht auch eine Gegenfrage gönnen? Es könnte Einer Manches uns vorerzählen, wie vor der Heiligsprechung dem Papst immer von einem sogenannten Anwald des Satans alle Sünden des Verstorbenen vorgehalten werden, wie reiflich über die Sache gerathen wird, wie auch Gott sich zu ihm durch Wunder bekannt haben muß; er

könnte dann dazu sich auf die katholische Lehre berufen, daß die Heiligen überflüssig reich an guten Werken seien; daß wir bei unserer Armuth an diesen guten Werken sie um die Verwendung ihres Ueberflusses anrufen, und darum froh sein müssen, wenn wieder ein Heiliger mehr eintritt in die Wolke der Zeugen; er könnte fragen, warum wir nicht die Freude recht hell und laut bekennen und bezeugen sollen, so gut als die Engel im Himmel bei jedem Sünder, der Buße thut?"

„Aber das würde uns jener stille, gottselige Mann an unsrer Seite doch kaum fragen. Er würde wohl sich nicht verbieten lassen, das verlorne Paradies wieder in dem neuen Garten Gottes, seinem heiligen Wort aufzusuchen. Und hätte er dieses Wort, dann wüßte er ja, daß, wenn wir auch Alles gethan haben, wir unnütze Knechte sind, und keine überflüssige gute Werke für uns und andere haben; er würde wissen, daß nur Ein Mittler ist zwischen Gott und dem Menschen, Jesus Christus; er würde beim Anschauen jener Wolke von Zeugen nicht diese Zeugen anrufen, sondern, wie Hebr. 12. geschrieben steht, dabei sich erwecken lassen, abzulegen die Sünde, die uns immerdar anklebt und träge macht, und zu laufen durch Geduld in dem Kampf, der uns verordnet ist; ja, durch die Wolke der Zeugen und des Weihrauchs hindurch aufzusehen auf Jesum, den Anfänger und Vollender unsers Glaubens. Und wüßte er auch, wie nahe die Heiligen ihrem Erretter schon hier gestanden und wie ohne Zweifel sie auch droben bei Ihm sein werden; er würde doch nicht wagen, ihm eine Stelle am Tische Christi zu geben, wenn er in Matth. 20, 20. f. und Mark. 10, 35. f. auf die Frage der Söhne Zebedäi: Gieb uns, daß wir sitzen einer zu deiner Rechten und einer zu deiner Linken in deiner Herrlichkeit! die Antwort Jesu fände: Das Sitzen zu meiner Rechten und zu meiner Linken steht nicht mir zu euch zu geben, sondern welchen es bereitet ist (von meinem Vater). Aber er würde vielleicht den Apostel Paulus anrufen, daß er hierüber den heiligen Geist um Erleuchtung für ihn bitten möchte, wie der Papst dies that. Da würde ihm aber Paulus antworten Col. 3, 3. 4.: Sie sind gestorben und ihr Leben ist verborgen mit Christo in Gott. Wenn aber Christus, ihr Leben, sich offenbaren wird, dann werden sie auch offenbar mit ihm in seiner Herrlichkeit. Ja, wer weiß, obgleich vielleicht hie und da ein Protestant von dieser Pracht und Herrlichkeit der Heiligsprechung gerne gelesen hat, und in seinem Herzen denkt: Ich möchte das gerne mit angesehen haben; vielleicht, vielleicht ist es einem Katholiken da oder dort dafür gegangen, wie mir, daß ihm über diesem geistlichen Prunke das Herz gebrochen ist vor Erbarmen über das arme Volk, dem man seine Heiligen so stempelt, ja der wie ich, entrüstet ward über die blinden Führer der Blinden, welche

das bußbedürftige Herz abwenden von der stillen Einkehr in sich, und mit dem Gebet zu dem heiligen Geist ein abgeredet Spiel treiben. Und wer nun gar noch weiß, wie in Frankreich diese römische Kirche Alles aufwendet, nicht nur um das verlorne Gebiet im eigenen Land wieder zu gewinnen, sondern auch um Missionäre in alle Inseln des weiten Meeres hinaus zu schicken, dem würde vielleicht die Frage kommen, wie dem zu helfen sei? Denn wenn auch Christen ein anderes Bekenntniß hätten in etlichen Dingen, als wir, so würden wir doch sie mit Freuden sehen ausziehen; wir dächten, es gelte, Seelen dem Herrn zu gewinnen. Wie kann aber das geschehen, wo den armen Seelen das Wort Gottes genommen und dafür Dunst und Nebel vor die Augen gemalt werden darf, wo das Höchste, das Heiligste, das Gebet zu einer Schausache gemacht wird? Darum, wer gern helfen möchte, der denke daran, daß die evangelische Gesellschaft in Genf und Paris jährlich Arbeiter in das finstere Frankreich hinaussendet, um da die Macht des Aberglaubens zu untergraben. Wer ein Herz hat, zu beten, der bete; wer eine Hand hat, zu helfen, der helfe!"

Wahrlich wer ein Herz hat, zu beten, der bete; wer eine Hand hat, zu helfen, der helfe — er helfe, daß den Gegnern der katholischen Kirche die Augen aufgehen mögen, das Rechte zu sehen, daß ihnen die Decke von den Augen falle, die sie nicht sehen läßt die reine Wahrheit durch die Vorurtheile, welche sie blenden. Denn wahrlich was der Volksbote eine Heiligsprechung nennt, das ist sie nicht, sondern vielmehr das ist sie: Wenn ein Mensch durch seinen ausgezeichnet frommen und wohlthätigen Lebenswandel die Verehrung seiner Mitwelt erworben, wenn Gott auf seine Fürbitte auffallende Wunder hat geschehen lassen, so wird auf Verlangen derer, die er zunächst angeht, sein Lebenswandel aus zuverläßigen Zeugnissen, die an Ort und Stelle, wo er gelebt, enthoben werden, aufs sorgfältigste untersucht, die Wunder genau geprüft, so daß Jahre darüber vergehen, und wo auch nur ein Zweifel über das Leben des Verstorbenen übrigte oder die Wunder nicht hinreichend erwiesen werden könnten, hätte der ganze Prozeß ein Ende; und die Untersuchung darüber wird mit solcher Strenge geführt, daß nach der Erzählung Milners in seinen Controversbriefen einst in Rom vierzig Wunder zur Untersuchung bekannt gemacht wurden, die alle so viel für sich hatten, daß ein Engländer, der sich gerade zu Rom aufhielt, aussprach: wenn alle Wunder mit solcher Genauigkeit geprüft würden, dann wollte ich daran glauben; und doch bestand keines dieser vierzig Wunder die Prüfung. Es ist also nichts weniger als Spiegelfechterei und leeres Spiel, sondern ernste Prüfung waltet darüber. Und erst wenn bei dieser sorgfältigen Prüfung sowohl das Leben als die Wunderwirkungen des Heiligen sich bewährt, wird zur feierlichen Canonisation geschritten, die dann eine feierliche Ceremonie ist. Aber auch nicht erst durch diese Canonisation „tritt der Heilige in die Wolke von Zeugen ein," nicht dadurch gelangt er in den Himmel, und zum Glück sind auch nicht allein jene heilig, welche canonisirt werden, sondern die Canonisation ist eine feierliche Anerkennung der Kirche im Angesicht der Menschen, daß der Canonisirte sich wirklich unter der Zahl der Heiligen befinde, und diese Anerkennung wird jederzeit der Freude der streitenden Kirche würdig sein, ja in keinem Vergleich würdiger als die der profanen Welt, welche einem berühmten Krieger, Belletristen, Gelehrten ꝛc. mit großem Pomp ein Denkmal setzt. Wenn aber der Volksbote behauptet, es sei katholische Lehre, daß die Heiligen überflüssig reich an guten Werken seien, und daß wir bei unserer Armuth an guten Werken sie um Verwendung ihres Ueberflusses anrufen müssen, so ist der Volksbote entweder selbst sehr übel über die katholische Lehre berichtet, oder er will Andere übel berichten; jedenfalls bürdet er den Katholiken eine Lehre auf, die ihnen fremd ist. Aber kommt nicht gerade daher, weil die Blinden die Führer der Blinden sein wollen, die traurige Erfahrung, daß die Protestanten bei den Katholiken so vieles Böse sehen? Sie dichten den Katholiken an, was sie an ihnen verläumden wollen. Lesen die Protestanten alle Kirchengebete nach und sie werden nicht eines finden, wo der Katholik etwas von dem Heiligen verlangt, den er verehrt, sondern alles durch den Heiligen von Christo, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden. Wer aber daran Anstoß nimmt, daß die Christenheit sich freut, daß sterbliche Menschen mit Gottes Gnade ihrer Bestimmung treulich nachgekommen sind, der verräth einen Begriff von christlicher Liebe und Gemeinschaft der Heiligen, der freilich von dem des Katholiken weit verschieden ist. Dabei halten sich die Katholiken an das Wort der Offenbarung (1. Kor. 12, 26.): „Wenn ein Glied leidet, leiden alle; wird dann einem Glied wohl, so theilen alle Glieder die Freude." Haben nun die Protestanten, die sich so gerne auf das Wort Gottes berufen, ein anderes Wort als dieses, so wollen wir mit ihnen nicht rechten.

Kirchliche Nachrichten.

Luzern. Die „katholischen Blätter," früher genannt die „Fischer'sche Kirchenzeitung," machen im Umschlag des Juniheftes bekannt wie folgt: „Unvorhergesehene Umstände veranlassen uns, diese kath. Blätter auf einige Zeit zu sistiren. (Das k. k. Bücherrevisionsamt in Wien hat diese Blätter verboten). Das Blatt muß mehr in den Mittelpunkt des Vereins, der es unterstützen will, verlegt werden. Es fehlt dem Verein nicht an tüchtigeren Kräften; mögen sie sich nur bald zur Fortsetzung des Blattes vereinigen. Einzelne Bezirksvereine haben bereits dieses Blatt nach Kräften unter-

stützt und 10 — 12 Exemplare bestellt. Die Hauptsache aber — Korrespondenznachrichten — blieben wegen der zu großen Entfernung der Redaktion, und weil mehrere Bezirksvereine sich zu spät organisirten, zurück. Mögen auch unsere Freunde in der Schweiz ihr Versprechen halten. Wir hoffen die Exemplare nächstens im Buchhandel ohne große Unterbrechung nachzutragen. Das Nähere später, sobald der neue Druckort ausgemittelt ist. Die Kommission für den Buchhandel besorgt Hr. S. Höhr in Zürich."

So lange dieses Blatt existirte, hat die Schw. Kirch. Zeitung es keiner großen Aufmerksamkeit gewürdigt, und jetzt finden wir uns nicht bewogen, über dessen Untergehen zu triumphiren; einzig das muß uns freuen, zu bemerken, daß unter den Geistlichen und Weltlichen, und zwar insbesondere der Schweiz, sich nicht so viele finden, die an einem solchen Wisch Wohlgefallen hätten, wo nur immer Febronius und Paul Sarpi paradirten, einige Geschichtlein oder Anekdoten aufgeführt wurden, über den Klerus von Belgien und Frankreich geschmäht, die preuß. Regierung und die Bischöfe von Rottenburg und Breslau gelobhudelt, dagegen Baiern und Oesterreich getadelt, und der hl. Stuhl als Urheber oder Veranlasser des meisten Bösen in der Welt dargestellt wurde. Alles dieses geschah in einem solchen Unmaße, daß es kaum Anklang finden konnte außer nur in Herzen, die eines guten Sinnes baar und ledig geworden. Daher der Mangel an Theilnahme; denn was die Red. der kath. Blätter von der weiten Entfernung und zu späten Bildung der Vereine zur Unterstützung des Blattes sagt, ist eitle Faselei, da ja gerade dieses Jahr das wöchentliche in ein halbmonatliches Erscheinen umgeändert worden war, um die Versendung zu erleichtern und für größere Abhandlungen leichteres Mittel zu finden. Die Klage, daß die Freunde in der Schweiz säumig seien, ihr Versprechen zu halten, ist ein Beweis, daß man hier das ganze Verdienst nur einigen wenigen Freunden des Blattes gut schreiben muß. Wir sagen das Verdienst; denn wir zweifeln gar nicht, daß das Blatt, so viel es bei seiner geringen Verbreitung möglich war, der guten Sache mehr genützt als geschadet hat, wie denn nicht selten die Wirkung dessen, was die Menschen unternehmen, gerade entgegengesetzt derjenigen ist, die sie bezweckten. Ob es aber dem Redaktor und der Lehranstalt, an welcher derselbe angestellt ist, Nutzen gebracht habe, das werden die Männer, welche solches näher angeht, in ruhigen Augenblicken leicht entscheiden können; auch darüber ist unser Urtheil nicht schwankend. So möge denn das Blatt hinziehen nach Baden oder nach Würtemberg, wo es die „freimüthigen Blätter" als Konkurrenten antrifft, all' dieses erweckt uns keine Besorgnisse, wenn es auch dort, wie leicht möglich, tüchtigere Kräfte finden sollte.

Zug. Im Juni l. J. starb in Baar der Hochw. Alexander Andermatt, resignirter Pfarrer von Schänis, Kant. St. Gallen. Viele Jahre lebte der greise Mann ein ganz stilles und zurückgezogenes, aber sehr erbauliches Leben, und war mit seinem Vermögen immer zum Wohlthun bereit. Sein wohlthätiger Sinn zeigte sich besonders am Ende seines Lebens. Da er keine, nahe und größtentheils wohlhabende Verwandte hatte, vertheilte er sein ganzes Vermögen bis auf 1500 Gulden, die er seinen Erben ließ, an wohlthätige Zwecke, und an Armenanstalten solcher Gemeinden, in denen er gelebt oder gewirkt, oder die einer Unterstützung besonders bedürftig schienen, händigte diese Vermächtnisse, die sich über 8000 Gulden belaufen mochten, nach vor seinem Tode aus, zerstörte alle Schriften und Rechnungsbücher; drei Betten vertheilte er noch vor seinem Tode an Arme; nach seinem Hinscheiden fand man bei ihm nicht mehr als zwanzig Batzen.

Preußen. Der in Trier zum Bischof erwählte Domkapitular Arnoldi ist vermöge einer an das Domkapitel eingetroffenen Anzeige des Cultusministeriums vom König nicht genehmigt worden, und die Pfarrgeistlichkeit, so wie die katholische Einwohnerschaft in Trier erhielten ähnliche Anzeigen mit beigefügtem Zusatz: daß sie sich künftig nicht um Dinge bekümmern sollen, die sie nichts angehen. Wir wissen nicht, wie die Vertheidiger der preußischen Regierung diesen Bescheid derselben in Schutz nehmen wollen, da sie sich beständig auf das Urchristenthum berufen und der Gemeinde bedeutenden Einfluß auf die Wahl der Geistlichen einräumen wollen. — Als Direktor des Cultusministeriums ist der Regierungspräsident Ladenberg statt des austretenden Nicolovius gewählt worden. Ladenberg ist ein herber Protestant. Wenn die preußische Regierung nicht in blindem Eifer handelt, so ist ihre Absicht unverkennbar, alles so einzuleiten, daß die Spannung immer größer, die Zerissenheit ärger werden soll. — Die beiden Domkapitel von Gnesen und Posen, gedrungen durch den traurigen status quo der kirchlichen Angelegenheiten im Großherzogthum, faßten vor einiger Zeit den einmüthigen Beschluß, aus ihrer Mitte eine Deputation nach Berlin zu senden, die Sr. Maj. dem König die Bitte vorlegen sollte, dem aus der Entfernung des Hrn. Erzbischofs von dessen Diözese, wie aus dem Aufhören der meisten kirchlichen Geschäfte hervorgehenden unheilvollen Zustande allergnädigst ein Ende zu machen. Die Deputation bestand aus drei Domherrn. Nach ihrer Ankunft in Berlin bat sie um Audienz bei Sr. Maj., konnte dieselbe jedoch nicht erlangen. Demnächst reichte sie im Namen der beiden Domkapitel eine von sämmtlichen Mitgliedern derselben unterzeichnete Bittschrift höchsten Orts ein, worin nachdrücklich auf die übeln Folgen hingewiesen wird, welche unausbleiblich aus längerer Fortdauer der völligen Hemmung in der Diözesanverwaltung hervorgehen würden. Bei

der bald darauf erfolgten Abreise des Königs in die Bäder ist die Deputation jedoch ohne Antwort geblieben, so daß sie sich genöthigt sah, endlich wieder ganz unverrichteter Sache in das Großherzogthum zurückzukehren und dort der weitern Entwickelung der Dinge zu harren. — Hr. v. Dunin bewohnt nach wie vor einen Theil des Gasthofs, in dem er gleich anfänglich bei seiner Ankunft, in der Meinung für kurze Zeit, abgestiegen ist. Die Staatsbehörde scheint anzunehmen, daß das über ihn gefällte richterliche Erkenntniß rechtskräftig geworden sei; ihm selbst ist nichts anderes als die Erlassung der sechsmonatlichen Festungsstrafe angezeigt worden, obschon er sich nur als Gefangener betrachten kann, da er Berlin nicht verlassen darf. Diese Lage wie alle daran geknüpften Vorgänge haben den hohen Prälaten in einen sehr leidenden Zustand versetzt. — Der Hr. Fürstbischof von Breslau hält sich noch immer in Berlin auf. Er hat einige Unterredungen mit dem Hrn. Erzbischof von Posen und Gnesen gehabt, und soll diesen, der an Rang und Alter höher steht, zum Vergleiche zu bewegen gesucht haben, jedoch auf eine unerschütterliche Ueberzeugung gestoßen sein. Man sagt, ich weiß nicht ob mit Grund, der Fürstbischof sei bei dem König mit der Bitte eingekommen, daß Se. Maj. ihn der Ausübung seines hohen Amts entheben möchte, was ihm aber nicht gewährt worden. Allg. Zeit.

— Weil die Tübinger theolog. Quartalschrift in katholischem Sinne redigirt wird und eine Mißbilligung des Hermesianismus enthält, haben die Hermesianer in den Rheinlanden und Niederpreußen sie auf ihren Index gesetzt und die bezogenen Exemplare zu bestellen aufgehört.

— In Polkwitz, Diözese Breslau, sollte der Kaplan ein gemischtes Brautpaar einsegnen, ohne daß die kirchlich vorgeschriebenen Bedingungen erfüllt waren. Bei dessen Weigerung nahm der entrüstete Pfarrer die Handlung selbst vor und verklagte den Kaplan beim bischöflichen Ordinariat, das dem Unfolgsamen einen derben Verweis gab und befahl: „es soll bei der alten Observanz sein Bewenden haben.“ Zu Strigau weigerte sich der Kaplan ebenfalls, der Erzpriester aber nahm die Trauung des gemischten Brautpaars vor und verklagte den Kaplan bei der Regierung. Diese wies die Sache an den Fürstbischof; der Bischof antwortete: Die Regierung möge einschreiten und den Ungehorsamen bestrafen wie sie wolle, er sei mit allem zufrieden. Aehnliche Beispiele wie die hist. pol. Bl. enthält auch die Sion aus derselben Diözese mehrere, so daß es den Anschein hat, die Kirchengesetze werden um so weniger beobachtet, von je höher gestellten Geistlichen solches abhängt.

— In Aachen wurde die zu sieben Jahren wiederkehrende besondere Feier der dortigen Reliquien mit einem solchen Eifer begangen, daß öfter des Tages 60,000 Menschen in die Stadt zur Verehrung derselben herbeiströmten. Die Andacht war inbrünstiger als andere Jahre. Hiezu trug die religiöse Verfolgung vieles bei.

Baiern. An der Stelle des zum Bischof von Passau ernannten Dr. Hofstedter wurde Herr Professor Windischmann zum Domkapitular ernannt. Wenn auch diese Ernennung als eine durchaus glückliche erscheint, so bedauert man doch allgemein, daß Hr. Windischmann dadurch der Universität entzogen wird, an welcher er mit einem Beifall gelehrt hat, der wohl selten einem Manne seines Alters zu Theil geworden ist. (Sion.)

Rom. Am 7. März l. J. reiste Abbé Lacordaire in Begleitung des Priesters Boutaud und des 22jährigen Laien Requedat von Paris nach Rom, um dort das Noviziat als Dominikanermönche anzutreten. Vom Papst, von den Kardinälen und von den übrigen Orden wurden sie freundschaftlichst empfangen, Lacordaire erhielt vom Papst öfters Audienzen. Am 9. April haben sie das Dominicanerkleid genommen, wobei die Maler Besson und Cabas, die Hrn. Abbé Gerbet und Cazeneuve zugegen waren. Am 10. reisten sie von Rom nach dem gesundern Viterbo, wo sie das Noviziatjahr zubringen werden. „Unsere Zeit ist hier,“ schreibt Requedat von da aus, „sehr genau bemessen. Wir stehen sehr früh auf. Hierauf beten wir einen Theil des Officiums der heil. Jungfrau und halten den Gottesdienst. Pater Dominicus (Lacordaire) und Pater Vincenz (Boutaud) lesen jeder seine Messe. Wir haben frei bis um halb 8 Uhr. Hierauf betreiben wir eine Zeit lang das Studium der italienischen Sprache. Pater Dominicus, der sie ein wenig versteht, ist unser Lehrmeister. Hierauf lesen wir und nehmen eine geistliche Betrachtung vor. Auf unsern Zimmern haben wir dann die Constitutionen und die heil. Schrift zu studiren. Gegen 11 Uhr wird abermals ein Theil des Officiums gebetet, worauf das Mittagmahl folgt. Nach diesem Erholung, dann abermaliges Studium auf den Zimmern. Um 3. Uhr wieder das Officium, eine neue geistliche Betrachtung, Studium. Um ½ 7 oder 7 Uhr Abends Erklärung der Regel und der Constitutionen; um 8 Uhr letzter Theil des Officiums. Hierauf Abendessen, Rosenkranz, Erholung und Schlafengehen. Das ist unser Leben. Ich lese, außer dem Studium der heiligen Schrift und der Constitutionen, welche die meisten Stunden des Tages ausfüllen, noch den Katechismus des Konziliums von Trient.“

Portugal ist im Begriff, einen außerordentlichen Gesandten zur Ausgleichung der kirchlichen Mißverhältnisse nach Rom zu senden.

Druck und Verlag von Ignaz Thüring.